

Heike Groos

Ein schöner Tag zum Sterben

Als Bundeswehrärztin in Afghanistan



Preis € (D) 9,95 € (A) 10,30 sFr 15,90 (UVP)

272 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

ISBN 978-3-596-18502-3

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Kabul, Juni 2003

Am Morgen nach dem Anschlag war die gesamte Kompanie ab vier Uhr schon wieder auf den Beinen. Unser Auftrag lautete, die Verletzten an den Flugplatz in Kabul zu verbringen, von wo aus sie mit zweimotorigen Transportmaschinen, die mit Intensivpflegeeinheiten aufgerüstet worden waren, nach Usbekistan und von dort mit dem Sanitätsairbus der Bundeswehr in deutsche Militärkrankenhäuser verlegt werden sollten.

Man war sehr vorsichtig geworden. Wir sollten zügig durch die Stadt fahren, nirgends anhalten und auch am Flugplatz jegliche Wartezeit vermeiden.

Der Spieß und ich hatten lange darüber nachgedacht, ob ich mitfahren oder im Lager bleiben sollte. Es war die alte Frage. Die Führungsfähigkeit der Kompanie sicherstellen oder durch die eigene Anwesenheit untergeordnetes Personal motivieren, Angst bekämpfen. Ein erneuter Anschlag war natürlich nicht auszuschließen. Wenn »die« gewusst hatten, wann unser Bus mit den Abfliegern zum Flughafen fuhr, würden »die« auch wissen oder sich denken können, dass wir unsere Verletzten nach Hause bringen würden. Auch wenn wir nicht genau wussten, wer »die« waren. Am Ende fuhr ich mit, übernahm einen der Panzer als Notärztin. Es war keine Frage der Angst, sondern der Verantwortung. Die Überlegung, dass sowieso fast meine gesamte Kompanie unterwegs sein würde und im Falle eines Unglückes für die

verbleibenden Soldaten der Spieß als Chef genügen würde, hatte die Angelegenheit entschieden.

So wurde ich Augenzeuge der Wiedervereinigung der Verletzten mit ihrem Kompaniechef. Er war zum Glück nur leicht verletzt worden. Um die Kapazitäten der Lazarette für die Schwerverletzten frei zu halten, waren einige der Leichtverletzten in die Sanitätsbereiche der Engländer, Türken und Kanadier in anderen Camps in Kabul gebracht worden, darunter auch er. Den ganzen Tag über hatten seine Männer nach ihm gefragt. »Wo ist unser Hauptmann?«, und sie hatten bedrückte und enttäuschte Gesichter gemacht, wenn wir ihnen sagen mussten, dass sie ihn erst am nächsten Morgen am Flugplatz treffen würden. Nun warteten sie gespannt auf ihn, geradezu sehnsüchtig. Auf die Stabilität, die Kontinuität, die er ihnen geben würde. Darauf, dass wenigstens etwas noch so sein würde wie früher. Dass ihr Chef ihnen sagen würde, alles wird wieder gut.

Als er aus dem Sanitätsfahrzeug der Engländer stieg, blieb er stehen und sah sie der Reihe nach an, seine Männer, seine Jungs, die sich im Halbkreis um ihn versammelt hatten. Er sah sie lange an. Sah ihre Gesichter, ihre Augen voller Traurigkeit, die ihn so erwartungsvoll und bittend ansahen. Sein Blick schweifte über ihre Verbände, ihre Gehstützen, ihre geborgten und geschenkten Kleidungsstücke. Er schien in den wenigen Sekunden um Jahre zu altern. Der Hauptmann und die ihm anvertrauten Soldaten sahen einander an. Ein Team waren sie gewesen, eine Familie für sechs lange Monate. Nun waren vier von ihnen tot, die anderen übel zugerichtet. Er war der Chef, er hatte die Verantwortung. Aber es war noch mehr. Sie hatten ein ausgesprochen gutes Verhältnis zueinander gehabt, diese Männer und ihr Chef. Ich wusste es, war oft genug bei ihnen eingeladen gewesen. Hier hatte nicht nur Befehl und Gehorsam regiert, sondern Vertrauen, ja Freundschaft bestanden.

Langsam setzte er nun einen Fuß vor, dann brachten ihn drei schnelle Schritte in die Mitte seiner Männer. Er wollte etwas

sagen, öffnete den Mund. Es kam nichts heraus. Er schloss den Mund wieder und nahm den ersten Soldaten in den Arm, klopfte ihm auf den Rücken. Nun war der Bann gebrochen, einen nach dem anderen umarmte er und konnte nun auch die Worte sprechen, auf die alle so sehnlich gewartet hatten.

»Alles wird wieder gut.« Was mögen ihn diese Worte gekostet haben? Er wusste, dass es nicht wahr war. Für vier seiner Männer würde nichts mehr gut werden. Drei waren gleich tot gewesen, einer war im Feldlazarett gestorben. Das würden sie nun nie mehr vergessen können. Die Narben in den Gesichtern seiner Männer und in seinem eigenen würden dafür sorgen. Die Narben im Gesicht und die Narben auf der Seele. Die Augen seiner Männer sagten, dass sie wussten, dass nichts wieder so werden würde wie früher. Aber diese Augen sagten auch »Danke. Danke, dass du es trotzdem sagst, danke, dass du jetzt bei uns bist, dass wir uns nicht mehr so allein fühlen.«

»Und jetzt fliegen wir heim«, sagte er, und sie nickten, getröstet für einen Augenblick. Auch uns Sanitäter und Ärzte umarmten sie und bedankten sich bei uns, bevor sie in die Flugzeuge einstiegen. Nun durften auch ein paar Tränen fließen. Frauen und Sanis, das ist etwas anderes. Da kann man für ein paar Sekunden Gefühl zeigen, weich sein.

Als die Maschinen gestartet waren, fuhren wir hinüber zum Lazarett der Holländer, das sich auf dem Flughafengelände befand. Von dort sollten wir unseren Augenarzt zurück mit ins Camp nehmen. Der Oberstabsarzt hatte den ganzen Nachmittag und Abend in unserem Feldlazarett operiert. Fast alle Verletzten waren an den Augen verwundet worden. Er hatte Splitter herausgezogen, gerettet, was zu retten war. Abends war er dann in das niederländische Krankenhaus gefahren und hatte die ganze Nacht hindurch die dortigen Patienten operiert.

Augenärzte operieren unter dem Mikroskop, eine unglaublich anstrengende Tätigkeit. Selten führen sie mehr als drei oder höchstens vier Operationen hintereinander aus. Er jedoch hatte

fast zwanzig Patienten nacheinander operiert, einen Tag und eine Nacht lang. Viele Augen, die nach dem langen Flug nach Deutschland vielleicht nicht mehr hätten gerettet werden können. Einigen Soldaten hatte er aber erklären müssen, dass er eines ihrer Augen entfernen musste. All das hatte er unspektakulär irgendwo im Flur mit nur einer Assistentin erledigt, vollkommen unbeachtet von allen anderen, die mit großen Operationen, Bluttransfusionen und wichtigen organisatorischen Dingen beschäftigt waren und ständig mindestens ein Ohr am Telefon im Kontakt mit Deutschland hatten.

Patient für Patient hatte er gesehen und untersucht und wieder und wieder entschieden, dass ein nicht wiedergutzumachender Schaden für das Augenlicht entstehen könne, wenn die Operation auf später in Deutschland verschoben werden würde. Auch bei den Patienten, deren Augen nicht mehr gerettet werden konnten, hatte er beschlossen, es sofort zu tun. Gleich, solange die Betäubung des Schocks noch anhielt. Vielleicht wollte er keine Hoffnungen wecken, die später nicht erfüllt werden konnten.

Als wir ihn fanden, stand er gelassen an einen Laternenpfahl gelehnt, genoss ganz offensichtlich die Sonne und zog genüsslich an einer Zigarette. Ich musste lachen. Ich hatte erwartet, ihn erschöpft und deprimiert vorzufinden. Aber er sagte nur schlicht: »Es musste doch gemacht werden.« Ich hatte ihn immer schon gemocht mit seiner ruhigen, bescheidenen Art und seinem trockenen Humor. Nun wuchs er zu einem wahren Helden in meinen Augen. Einer, dem man die höchsten Medaillen anhängen sollte, die es gibt. Aber wahre Helden wirken immer ein wenig unscheinbar, von weitem betrachtet. Ich hatte mich vorher manchmal gewundert, warum wir einen Augenarzt auf dieser Mission dabei hatten. Jetzt sah ich. Sah mit dem Herzen, obwohl meine Augen gar nicht verletzt waren. Keine Augen, keine Tränen. Ohne Tränen weinen ist schwerer.

»Ich bin müde«, sagte er, und wir fuhren zurück, schickten ihn

ins Bett. Wir hätten ihn auch zum Mond gefahren, wenn er das gewollt hätte.

Im Lager wartete ein Problem auf mich. »Chefin, Sie müssen mal mitkommen, der Spieß hat gesagt, ich soll Sie holen, Sie sollen sich das ansehen!« Es war einer unserer Fahrer, ein normalerweise fröhlicher, immer gutgelaunter Hauptgefreiter. Jetzt schien er besorgt, war auch offensichtlich zu verwirrt, um militärische Formalitäten einzuhalten, wollte mir aber nicht sagen, um was es ging.

»Sie wissen doch, wo der Spieß ist, bei den ...«, er zögerte, probierte es noch einmal, »was er macht ...«, sprach nicht weiter.

Ja, das wusste ich. Er war zusammen mit dem Spieß der Klinikkompanie und einigen freiwilligen Soldaten dabei, die Leichen einzusargen. Und mein junger Soldat hier, er wusste nicht, wie er sie nennen sollte, seine toten Kameraden, konnte die Worte Leichen oder Tote nicht aussprechen. Er war hilflos, fürchtete sich, wusste nicht, wie er es richtig machen sollte. Dankbar und erleichtert verzog er sich, als ich ihm sagte, ich würde allein hingehen, er brauche mich nicht zu begleiten.

Die Leichen mussten gewaschen, angekleidet und in die Särge gelegt werden. Auf den Särgen wurden die Deutschlandflagge und der Kampfhelm befestigt. Da der Kühlcontainer zu klein war, um darin zu arbeiten, hatte der Spieß befohlen, das angrenzende Zelt zu räumen.

Im Zelt empfing mich Geschäftigkeit und eine merkwürdige Stimmung. Ich blieb einen Moment am Eingang stehen, um die Eindrücke in mich aufzunehmen. Zwei Soldaten waren dabei, mit einer Bohrmaschine Löcher in einen Sargdeckel zu bohren, um dann mit Draht den Helm darauf zu befestigen. Es klappte nicht richtig, der Helm saß schief, und ich sah ihnen an, dass sie gerne geflücht hätten, sich aber mit einem Seitenblick auf die zugedeckte Leiche nicht trauten. Drei andere hielten eine Deutschlandflagge hoch, um herauszufinden, wie man sie am besten auf dem Sarg anbringen konnte, so dass sie ihn bedeckte.

Die Flagge hatte ein Loch, und wie man sie auch drehte und wendete, es war nicht zu verbergen und blieb doch immer zu sehen. Es entfachte eine lebhaft Diskussions, die aber sofort wieder erstarb, als ob die Soldaten überlegten, ob Lebendigkeit in dieser Situation angebracht war. Sie waren gewohnt, zusammenzuarbeiten, sich dabei zu unterhalten und zu lachen. Nun waren sie unsicher, wollten die Würde der Toten nicht verletzen, wussten aber nicht, wie das geht, was man dabei tun und sagen darf und was nicht.

Das makaberste Bild bot unser Oberfeldarzt, der auf dem Boden saß und mit beiden Füßen, die in Kampfstiefeln steckten, fest gegen die Seite eines Sarges trat, während zwei andere Soldaten versuchten, den Deckel zu schließen. Jetzt sah mich der Spieß, folgte meinem Blick und sagte: »Genau deswegen habe ich dich rufen lassen. Sieh dir das an! Die verdammten Särge sind zu klein, sie gehen nicht zu.«

Er hatte keine Hemmungen, hier zu fluchen. Er war ein kleiner, stämmiger, muskulöser Mann mit kurz geschorenen Haaren, der das Herz auf der Zunge trug. Altgedient, erfahren, immer einen Spruch auf den Lippen, konnte man mit ihm Pferde stehlen.

»Müssen noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammen oder kennst du eine Vorschrift, die besagt, der deutsche Soldat darf nicht größer sein als einen Meter achtzig?« Er war völlig aufgebracht. »Ich war schon beim Nachschub, und nun sieh dir an, was sie mir gegeben haben! Ich pack doch die Kameraden nicht in so einen Schuhkarton! Das sollen sie selber machen, die Herren Generäle! Stell dir nur die Angehörigen vor, wenn ihre Söhne, ihre Männer, in Afghanistan ums Leben gekommen, wie ein toter Goldhamster in einem Pappkarton nach Hause geschickt werden!«

Er war außer sich, und da ich ihn gut kannte, wusste ich, dass es ihm das Herz brach. Ich folgte seinem Zeigefinger, der in eine Ecke zeigte. Da standen große Sperrholzkisten, nackte Wände, keine Verzierungen. Der Vergleich mit einem Schuhkarton war angebracht.

Ich lachte. »Mensch, das ist doch nur die Verpackung!«, sagte ich erleichtert.

»Mach die Kisten auf, da werden die Särge drin sein.« Er sah mich vorwurfsvoll an. »Ich bin doch nicht bescheuert, natürlich habe ich sie aufgemacht, da ist nichts drin. Wir sollen die Jungs in diese Kartons packen. Nur über meine Leiche, da können sie gleich noch so eine Kiste schicken, das mache ich nicht.«

Ich versuchte ihn zu beruhigen. »Also jetzt mal langsam.«

Der Oberfeldarzt hatte seine Bemühungen, den Sarg zu schließen, aufgegeben und war zu uns herübergekommen.

»Der Spieß hat recht«, sagte er ruhig und steckte sich eine Zigarette in sein bärtiges Gesicht.

»Zwei der Soldaten haben in die Särge gepasst und sind eingesargt, die anderen zwei sind zu groß. Man hat uns daraufhin die Kisten geschickt. Jetzt können wir sie entweder benutzen oder den Toten die Füße brechen und sie in die richtigen Särge legen.« Er zog an seiner Zigarette und sah nachdenklich den Rauchschwaden hinterher, wie sie in den durch den Zelteingang hereinfallenden Sonnenstrahlen davonzogen. Er war ein ruhiger, bedächtiger Mensch, aber seine dunkelbraunen Augen zeigten einen Ausdruck, der mir den Magen umdrehte.

Der Gedanke daran, die Füße zu brechen, damit die Toten in die Särge passten, verschlug mir den Atem. Füße brechen. Ich wusste, dass Leichenbestatter so etwas machen, wenn Leichen schon kalt und steif sind in einer Position, in der sie nicht in die Särge passen. Aber das war hier nicht der Fall. Sie waren einfach zu groß. Und die Leichenstarre hatte in dieser Hitze noch gar nicht eingesetzt.

»Aber das geht doch nicht«, sagte ich hilflos.

Dann fiel mir etwas ein, ein offizieller Grund. »Außerdem werden die Verstorbenen doch bestimmt obduziert. Dann werden wir das erklären müssen.«

Das war dem Spieß egal. Er sagte es, brüllte es. »Das ist mir scheißegal, dann müssten wir es eben erklären. Aber es kommt nicht in Frage. Ich breche den Kameraden nicht die Füße; und ich

lege sie auch nicht in diese Sperrholzkisten wie ein Stück Vieh. Lass dir gefälligst was einfallen.«

»Ich kümmerge mich drum«, versprach ich.

In unserem Lager waren Soldaten verschiedener Nationalitäten untergebracht, jedes Land in einem eigenen Bereich. Ich lief von Nation zu Nation und fragte, ob man uns mit Särgen aushelfen könnte. Manche Nationen benutzten gar keine Säрге, sondern brachten ihre Toten in Plastiksäcken nach Hause und betteten sie dort um. Andere hatten gar nicht daran gedacht, welche mitzubringen. Oder, so wie wir, alte Restbestände, die dem heutigen groß gewachsenen und kräftigen Soldaten nicht mehr angemessen waren. Ich fand es ziemlich gedankenlos. Andererseits, wie hätten wir uns gefühlt, wenn man uns bereits mit dem passenden Sarg zusammen auf die Reise geschickt hätte?

Ich lief so eine Stunde kreuz und quer durch das Lager und suchte. Ich wusste auch nicht genau, wie und wen ich fragen sollte. In einem Lager mit über zweitausend Soldaten, das sich in einem Krisengebiet befindet, nach zwei Särgen zu fragen, ist wohl eines der blödesten Dinge, die man tun kann.

Aber ich hatte Glück. Die Holländer hatten in der hintersten Ecke ihres Lagers welche. Zwei Stück. Aus dem Sportzelt kannte ich einen der Soldaten, die dort arbeiteten, er zeigte sie mir und sie waren groß genug. Richtige, anständige Säрге aus schönem hellem, poliertem Holz, keine Kisten. Ich ging zu ihrem Kommandeur, um darum zu bitten. Er stellte keine Fragen, wusste wohl, zu viel Anteilnahme würde die Fassade zum Einsturz bringen. Aber seine Augen wurden dunkel, als ich ihm erklärte, dass die unseren zu klein seien, und er sagte: »Natürlich könnt ihr die beiden Säрге haben. Ich lasse sie sofort rüberbringen.«

Als ich auf dem Weg zurück in das Zelt an ihrem Materiallager vorbeiging, war der Gabelstapler bereits am Werk, um die Säрге hervorzuholen. Kaum eine halbe Stunde später fuhr ein Lastwagen vor. Zwei holländische Soldaten sprangen herab und lehnten jede Hilfe ab. Sie luden die Säрге alleine ab und trugen sie vor-

sichtig, fast ehrfurchtsvoll in das Zelt, wandten sich zu den Verstorbenen, standen stramm und salutierten. Wir dankten ihnen, sie nickten nur hilflos und gingen. Sie waren schon fast wieder an ihrem Fahrzeug, als sie sich umdrehten, zurückkehrten und mich wortlos umarmten, die Augen voller Tränen.

»Es tut uns so leid«, sagten sie mit ihrem niederländischen Akzent.

Am nächsten Morgen meldete mir der Spieß, es habe noch ein wenig Ärger gegeben. Wenn er die Formulierung »ein wenig« benutzte, sank mir immer das Herz in die Hose. Die Generalitäten hätten die Kühlkammer inspiziert und sich darüber mokiert, dass sie dort zwei Modelle von Särgen entdeckt hätten. Die niederländischen Särge hatten eine andere Form als unsere. Das würde kein einheitliches Bild ergeben, und bei der Ankunft in Deutschland wäre ein großer militärischer Empfang geplant. Man wollte, dass die Soldaten in die Sperrholzkisten umgebettet würden. Ich wunderte mich, dass er mir das so ruhig erklärte.

»Was hast du gemacht?«, fragte ich misstrauisch.

»Ich habe mich mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns entschuldigt, dass ich dann wohl einen Fehler gemacht hätte, und das jetzt leider nicht mehr möglich sei.«

»Welchen Fehler?«, fragte ich ungeduldig. »Mensch, jetzt sag schon, was hast du angestellt?«

»Wir hatten die Särge schon zugelötet, es ist unmöglich, die hier wieder aufzumachen.« Seine Stimme klang total zerknirscht, aber seine Augen zwinkerten dabei verschmitzt.

Petrus hatte gespannt und auch teilweise berührt, aber nicht sehr beeindruckt zugehört. Er hatte in Südafrika in verschiedenen Krankenhäusern gearbeitet. Als weißer Südafrikaner in Krankenhäusern, die aufgeteilt waren in Bereiche für weiße und schwarze Patienten, war er an Gewalt, schreckliche Verletzungen, an Kriegsmedizin und Tod gewöhnt. Er wusste, dass der Tod alle gleich macht, und er wusste, dass man sich als Arzt nicht jeden

einzelnen Patienten zu Herzen nehmen konnte. Nun aber war er doch betroffen.

»Ich hatte nie Zeit für den Gedanken, was nach dem Tod kommt«, sagte er langsam. »Da war immer sofort der nächste Patient, die nächste Schussverletzung, die nächste Messerstecherei, der nächste Aidskranke. Aber natürlich kann man die Würde des Menschen auch nach dem Tod noch verletzen ...«, seine Stimme stockte.

»Genug für heute«, sagte er dann entschieden. »Ich fahre jetzt nach Hause, und du solltest versuchen, ein wenig zu schlafen.«

Das tat ich. Ich legte mich ins Bett und schlief sofort ein. Ich schlief wie ein Stein, tief und traumlos, aber als ich morgens gegen sechs Uhr erwachte, fühlte ich mich nicht erholt. Ich fühlte mich, als hätte ich eine Schlaftablette genommen, als wäre ich betäubt gewesen, hätte eine Narkose gehabt. Von dem einen Glas Wein konnte das nicht sein. Ich hatte erwartet, schlecht zu schlafen nach den Ereignissen des Vortages und den wiedererweckten Erinnerungen. Hatte Träume erwartet, Albträume sogar. Aber ich hatte keinen einzigen Traum gehabt, hatte geschlafen wie eine Tote.

Es war der Grund, dass ich nach vier Wochen schließlich wieder zur Arbeit gehen durfte, der Maßstab, mit dem sie mich maß. »Isst du und schläfst du?«, so fragte die Therapeutin, fragte die Arbeitsmedizinerin. Ich wollte wieder arbeiten gehen und war froh, dass ich nicht lügen musste. Ja, ich schlief. Dass mir der Schlaf keine Erholung brachte, sagte ich nicht. Danach hatten sie mich nicht gefragt. Es sollte für eine Weile, einige Wochen so bleiben. Sobald mein Kopf das Kissen berührte, fiel ich in tiefen Schlaf. Ich konnte nicht einmal eine Seite in meinem Buch lesen. Manchmal fragte ich mich, ob das normal oder gesund war. Gar keine Träume zu haben. Verarbeitet man nicht im Traum seine Erlebnisse? Wenn Schlaf der Zustand ist, in dem man träumt, war es ja auch gar kein Schlaf. Eher ein Ausschalten meines Denkens und Wachseins, eher eine Art Bewusstlosigkeit.

Und dann war da der Schmerz. Jeden Morgen um fünf oder sechs Uhr wachte ich schweißgebadet und wie zerschlagen auf. Der Schmerz lauerte schon auf mich. Wie ein schwarzer Panther im Dunkeln, so dass ich ihn nicht sehen konnte, aber er war da, wartete nur darauf, dass ich die Augen aufschlug, um sofort und erbarmungslos zuzuschlagen.

In meiner Zeit im zivilen Rettungsdienst war ich jedes Mal, wenn der Melder gepiepst hatte, sofort und unvermittelt wach und glasklar. So war es jetzt auch. Es gab kein langsames Erwachen, kein Hinein- und Herausdämmern aus dem Schlaf.

Wie in Afghanistan. Da gibt es auch keine Zwischentöne. Dort ist es gleißend hell oder stockdunkel, eiskalt oder unerträglich heiß. Ich war entweder hellwach oder bewusstlos. Es war furchtbar anstrengend. Der Schmerz war ein körperlicher Schmerz, der mir den Atem nahm, meine volle Aufmerksamkeit verlangte. Ein- und ausatmen, das war alles, auf das ich mich dann konzentrierte. Manchmal versuchte ich, zu weinen, weil ich hoffte, es würde mich befreien. Wenn es überhaupt gelang, brachte es keine Linderung, sondern Verkrampfung, mehr Schmerz. Irgendwie hatte ich vergessen, wie man weint. Ich hatte es mir wohl abgewöhnt, dort in Afghanistan zwischen den hohen Bergen des Hindukusch. Ich lag im Bett, zusammengekrümmt wie ein Embryo und fühlte mich unendlich schlecht. Kraftlos wusste ich nicht, warum ich hätte aufstehen sollen. Nach einer Weile fand ich heraus, dass der Schmerz aus Traurigkeit bestand, ganz tiefe, dunkle Traurigkeit, deren Ursache ich nicht herausbekam, die mich aber lähmte und alles so sinnlos erscheinen ließ.

Aber ich greife meiner Geschichte vor. Die nette Dame im Krankenhaus hatte, als sie mich nach Hause schickte, gesagt, sie würde mich anrufen. Das tat sie nun. Sie hatte für mich einen Termin bei einer Therapeutin vereinbart. Ich brauchte nicht zu überlegen, ob ich hingehen sollte oder nicht. Es wurde erwartet, war Teil der Anteilnahme an mir mit dem Ziel, meine Arbeitskraft wiederherzustellen. Vielleicht interessierten sie sich auch wirklich

für mich, wer weiß. Ich nahm den Termin wahr. Ich betrat einen kleinen Vorraum. Da war ein Tisch, ein Stuhl, Zeitschriften. An der Tür zum nächsten Raum hing ein Schild: »Bitte nehmen Sie Platz und warten Sie. Ich werde Sie gleich aufrufen.«

Ich setzte mich, nahm aber keine Zeitschrift. Stattdessen wollte ich mir endlich überlegen, was ich hier eigentlich sagen sollte. Ich war ja gewissermaßen nicht freiwillig hier. Dennoch sah ich ein, dass mir Hilfe nicht schaden konnte. Es ging mir ja wirklich nicht gut. Aber noch immer wusste ich nicht warum, also über was sollten wir reden? Ich hatte früher eine Zeit lang in der Psychiatrie gearbeitet. Ich verfüge über eine wenn auch kurze Ausbildung in psychosomatischer Medizin. Ich bin Fachärztin für Allgemeinmedizin, führte zwei Jahre lang eine eigene Praxis, ich hatte genügend therapeutische Gespräche mit Patienten geführt, um zu wissen, dass mir hier keine Lösungen serviert werden würden. Ich würde reden müssen. Aber über was?

Über meine Bundeswehrzeit? Meine Zeit davor als zivile Ärztin? Die Zeit während des Studiums, als ich schon zwei kleine Kinder hatte und mit ihnen allein war? Oder musste ich noch weiter zurückgehen in meine Kindheit? Die Beziehung zu meiner Mutter aufarbeiten? Oder ging es hier um meine Auswanderung, die ich allein in Angriff genommen hatte, nachdem mein Mann kurz zuvor ausgestiegen war aus unserem Plan, aus unserem Leben? Welche Zeit in meinem Leben war es, die mich so angeschlagen hatte, dass ich es jetzt nicht bewältigen konnte? Oder war es etwas ganz anderes? War es alles in allem irgendwann einmal einfach zu viel?

Die Antwort kam dann überraschend von allein. Die Therapeutin hatte mich hereingebeten, freundlich gelächelt, gesagt: »Hallo, ich bin Debbie, ich freue mich sehr, dich kennenzulernen. Möchtest du Tee oder Kaffee?« Sie hatte mich auf einem bequemen Sofa platziert, mir eine Tasse Tee in die Hand gedrückt und mich erwartungsvoll angesehen. Sie trug ein langes Baumwollkleid im Folklorestil, dünne Sandalen, die Haare waren halblang

und wallend. Sie war ungeschminkt, aber wirkte irgendwie sauber und frisch und ganz natürlich. Ihr Gesicht strahlte, ohne zu lächeln, und ich dachte, dass es vielleicht doch gut war, dass ich hergekommen war.

Sie sah mich an. Fragte nichts, sagte nichts. Nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, sie fühlte sich offensichtlich wohl dort, mir gegenüber, auf ihrer Couch. Ich stellte meinen Tee auf den Tisch, ohne davon zu trinken, und ungewollt, ohne zu denken, kamen die Worte aus mir heraus.

»Ich habe mich verloren«, sagte ich.

»Ich kann meine innere Stimme nicht mehr hören. Es geht mir schlecht, und ich weiß nicht, warum. Ich stehe neben mir und beobachte mich, aber ich erkenne nichts.« Sie nickte nur. Offenbar verstand sie, was ich nicht verstand. Sie schien auf nähere Erklärungen zu warten. So suchte ich nach weiteren Worten. »Es gab oft schwere Zeiten in meinem Leben, aber ich war immer stark, wusste immer genau, was ich zu tun hatte und wie ich weitermachen konnte. Dabei habe ich mich selten auf meinen Verstand verlassen, sondern immer auf mein Bauchgefühl, auf meine innere Stimme. Jetzt kann ich sie nicht mehr hören, kann sie nicht mehr fühlen. Es ist, als ob ich im Nebel wandere, und ich kann nicht sehen, wohin ich den Fuß für den nächsten Schritt setzen soll.«

Jetzt sprach sie. »Du hast sie nicht gefüttert, deine innere Stimme. Körper, Seele und Geist, sie bilden eine Einheit. Wenn du einen Teil davon nicht versorgst, verkümmern die andern auch.«

»Und wie füttert man sie?«, fragte ich.

»Du musst Geduld mit dir haben. Tue Dinge, die gut für dich sind. Verwöhne dich mit einer Massage, nimm ein Schaumbad. Iss etwas Gutes, schlafe regelmäßig, du wirst sehen, sehr bald kannst du deine innere Stimme wieder hören.«

Ich hatte es ja gleich gedacht. Mit mir und einer Therapeutin, das hatte keinen Sinn. Außerdem hatte ich gar keine Badewanne. Sie hatte noch ein paar andere schlaue Dinge zu mir gesagt: »Du

musst kein Opfer sein«, und: »Du musst wieder ins Leben zurückfinden, es ist dein Leben, und du musst die Kontrolle wiedererlangen.« Ich hörte die Worte, ich wusste, dass sie recht hatte, aber es half mir nicht, mich besser zu fühlen. Außer einen Moment lang, in dem ich es genoss, dass jemand nett zu mir war, sich für mich interessierte, hatte es mich nur noch trauriger gemacht.

Meine Therapeutin war jemand, die wusste, wie es geht, wie es funktioniert, dass man ein erfolgreiches, glückliches Leben hat. Es war ganz offensichtlich, wie sie da saß auf ihrer Couch in ihrem schönen Büro, umgeben von Bildern an den Wänden und Büchern im Regal, so zufrieden, so klug und so überlegen. Nicht absichtlich natürlich, sie war wirklich sehr nett, aber allein die Tatsache, dass sie nun die Expertin war, bei der ich Rat suchte, zeigte mir ja, dass sie wusste, wie man es machte, das »zufrieden sein und sein Leben im Griff haben«, und ich, ich wusste es nicht.

Ich fuhr nach Hause, und in Ermangelung einer besseren Idee legte ich mich ins Bett, um mich auszuruhen. Es überraschte mich nicht, dass ich mitten am Tag nicht einschlafen konnte. Ich hatte nie tagsüber geschlafen, auch nach dem Nachtdienst nicht. Nicht nur wegen der Kinder, sondern weil ich nicht so viel vom Leben verpassen wollte. Ich versuchte zu lesen, aber ich konnte mich nicht konzentrieren. So lag ich da und starrte an die Decke. Ich spürte, dass ich Fieber bekam. Ich wunderte mich. Ich hatte keine Erkältung, keine Infektion, und außerdem bekam ich nie Fieber. Wenn aber, dann richtig. Dann konnte ich überhaupt nicht mehr aufstehen, delirierte. Vielleicht dreimal hatte ich in meinem Leben Fieber gehabt, und ich hatte es in schlimmer Erinnerung. Aber ich konnte es nicht bekämpfen, konnte nichts dagegen tun. Ich spürte, wie mein Kopf heißer und heißer wurde, wie alles um mich herum verschwamm. Als die Kinder nach Hause kamen, waren sie ganz besorgt. »Warum bist du nicht auf der Arbeit, Mama? Bist du krank?«

Ich hatte es noch nicht fertiggebracht, ihnen zu erzählen, was

am Tag zuvor passiert war, dass man mich von der Arbeit heimgeschickt, mich krankgeschrieben hatte. Nun aber konnte ich guten Gewissens antworten: »Ja, ich bin krank, es geht mir nicht gut.«

Sie waren rührend, brachten Tee, das Allheilmittel in unserer Familie, und ließen mich dann allein. Ich wartete darauf, dass das Fieber mich überwältigte und ich den Zustand des Deliriums und der damit verbundenen Betäubung erreichte, den ich kannte. Er kam nicht. Mir war abwechselnd heiß und kalt, aber meine Gedanken schalteten nicht ab, drehten sich im Kreis, verwirrten mich, ängstigten mich. Unruhig und rastlos, aber zu antriebslos, um aufzustehen und etwas Sinnvolles zu tun, lag ich im Bett. Strampelte die Decke von mir, angelte sie der Kälte wegen wieder zu mir, drehte mich von einer Seite auf die andere.

Mir fiel unser Pfarrer aus dem Konfirmandenunterricht ein. Er ließ uns unsere kleinen Sünden auf ein Stück Papier schreiben. Anschließend durften wir ein Feuer machen und die Zettelchen verbrennen. Es war ein Symbol dafür, dass sie uns vergeben worden waren, dass wir sie los waren.

Petrus kam vorbei, wie jeden Tag jetzt, um nachzusehen, wie es mir ging. Er setzte sich neben mich auf die Bettkante, und ich erzählte ihm, was mir über den Pfarrer eingefallen war. Er sagte langsam: »Ich würde mich sehr freuen, wenn du sie mir erzählen würdest, all deine Geschichten, und es wäre mir eine Ehre, wenn du deine Erinnerungen mit mir teilen würdest.« Dann stand er auf, ging hinaus und ließ mich allein.

Es rührte mich, und ich überlegte kurz, ob das seine eigene persönliche rücksichtsvolle Art war, anderen Menschen mit Respekt zu begegnen, dieselbe, mit der er mir auch immer die Autotür aufhielt und mir immer und überall den Vortritt ließ, oder ob es ganz allgemein die konservative Höflichkeit der Südafrikaner war.

Aber das war ja vollkommen egal, und ich schob den Gedanken beiseite. Er wollte es hören, und ich wollte es loswerden. All

die Geschichten, meine Geschichte, meine Erinnerungen, all das wollte heraus. Das Fieber wollte keine Bakterien vertreiben, sondern Erinnerungen ans Tageslicht bringen. Vielleicht würde die Helligkeit sie verblassen lassen. Ich wollte nicht für den Rest meines Lebens im Bett liegen, mit der Decke über dem Kopf. Ich wollte wissen, wie es im Hellen aussah, bei Licht betrachtet. Ich zog mich an und ging nach draußen. Petrus saß schon mit zwei Tassen Kaffee auf der Terrasse. Er sagte nichts, sah mich nur kurz an, nicht prüfend, nicht auffordernd, sah mich einfach nur an und schob mir eine Tasse zu, blickte dann wieder aufs Meer hinaus.

Ich setzte mich und nahm einen Schluck. Ich wusste nicht genau, wie und wo ich anfangen sollte, überlegte auch kurz, gewissermaßen als letzte Ausflucht, ob er das wirklich alles hören wollte. Dann beschloss ich, weil es sein musste, weil ich leben wollte und weil es dazu herausmusste, es zu wagen, ihm zu trauen, ihn beim Wort zu nehmen, und gab mir einen Ruck. Ich fing ganz einfach am Anfang an. Am Anfang meiner Geschichte aus Afghanistan.